



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rolfs, W.: Unsere Volksfeste

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

beistanden, und während ich früher niemals eine Morgenstunde den Büchern entzogen hatte, brachte ich jetzt gewöhnlich schon des Morgens einige Zeit mit allerlei Tändelei im Garten zu und wandelte immer gleich nach dem Aufstehen ein Viertelstündchen darin umher, auch im Winter, wo mich die Sterne fesselten, deren Stellung am Morgenhimmel ich bis dahin noch niemals beobachtet hatte.

Weniger schön als draußen wars im Häuschen. Da ich große Räume gewohnt war, so beängstigte mich die Kleinheit der Zellen. Und sie konnten nicht einmal alle drei gehörig ausgenutzt werden, weil mein Klimperkasten nicht die Wendeltreppe hinaufging. An die Stelle des gefälligen Regierungsbaumeisters, der in Liegnitz jederzeit jeden meiner Wünsche erfüllt hatte, war ein anderer gekommen, der mir immer den Satz entgegenhielt: Ist's schon hundert Jahre so gegangen, so wird's wohl auch noch länger so gehen. Endlich aber überwand ich seinen Widerstand, die neue Treppe wurde angelegt, und nachdem auch die alten Öfen und Schornsteine, die uns mit Rauch und giftigen Gasen umzubringen drohten, in Ordnung gebracht waren, konnten wir ein paar Jahre recht behaglich leben.

(Fortsetzung folgt)



Unsre Volksfeste

Von W. Kofls (in München)

Gemeinsame Feste sind des Volkes wertvollste Kleinodien, und ihre Beförderung und Läuterung ist eine ernsthafte Aufgabe des Volkslehrers und Staatsmanns, der Beruf jedes wahren Menschenfreundes. Montanus



Das Volksfest ist die poetische Blüte im Leben des Volkes. Was die Kunst auf dem Gebiete aller sinnlich schöpferischen Thätigkeit, das ist das Fest im edeln Sinne des Wortes für das gesellige Leben der Völker; sein Ideal ist der höchste und kräftigste Ausdruck der Lebensfreude und Lebenskraft im Dasein der Gesamtheit. Und wie die Freude in energischem Zusammenfassen alle guten Eigenschaften eines nationalen Charakters hervortreten läßt, so ist das echte Volksfest ein Spiegelbild der gesamten nationalen Kraft eines Volkes. Hierauf beruht sein Wesen und sein Wert. Ganz ähnlich nun aber, wie die Kunst als das Zusammenfassen der höchsten, geistig und sinnlich gestaltenden Kräfte eines Volkes

erscheint, das in gesunder Entwicklung seinen geistigen Gehalt in die ansprechende Form gießt, ebenso ist auch das wahre Volksfest der Ausfluß eines in allen Beziehungen gesunden und blühenden Volkes, das sich lebenskräftig in jugendlicher Lust entfaltet. Da so nahe berühren sich die Begriffe der Kunst und des Volksfestes, daß man die eine die Blüte der geistig-sinnlichen, das andre den höchsten Ausdruck aller geselligen Kraft eines Volkes nennen darf. Und wie die Kunst, so sind auch die großen nationalen Feste stets dagewesen, wo ein Volk auf dem Höhepunkt geistigen, künstlerischen und materiellen Wohlstandes angelangt war. Die vollkommenste Blüte jener nationalen „Spiele“ im alten Griechenland, die wir heute noch als das menschlich erreichbare Ideal eines Volksfestes betrachten, fällt mit dem höchsten Glanz der politischen, geistigen und materiellen Macht des Griechentums zusammen; das Mittelalter entfaltet mehrfach die ganze freudige Pracht eines reich entwickelten und wahrhaft volkstümlichen festlichen Lebens, und jedesmal zu einer Zeit, die auch auf dem Gebiete geistiger, politischer und künstlerischer Thätigkeit in hellem Lichte strahlt. Sollte es ein Zufall sein, wenn sich nach Jahrhunderten politischer und materieller Ohnmacht mit dem neuerstandnen deutschen Reich auch der Sinn wieder regt für das, was einst der Stolz und die Freude war eines großen und mächtigen, im Mittelpunkte der Welt gelegnen und diese mit dem Glanze seiner Kulturarbeit erleuchtenden und überstrahlenden Volkes, seine Feste — den Ausdruck seiner glänzenden Lebenskraft? Wir deuten die Zeichen der Zeit dahin, daß unser Vaterland mit seinem politischen Auferstehen und seiner mächtigen materiellen Erstarbung auch einen neuen Anlauf nimmt auf allen Gebieten des wissenschaftlichen, des künstlerischen und seine Lebensäußerungen zusammenfassend: des gemeinsinnigen Lebens. Überall regt es sich; glänzend erscheint am Himmel der bildenden Kunst ein neues, leuchtendes Morgenrot; machtvoll und prächtig schreitet bereits die deutsche Musik durch die Lande; mit fast unbegreiflicher Energie arbeitet die Wissenschaft vorwärts, löst die Technik immer neue Probleme — allen voran, wie in jenen längst vergangnen Tagen des Mittelalters und der Renaissance, Deutschlands Geistesarbeit. Und notgedrungen muß sich auch der Ausdruck dieses ganzen mannichfaltig und kraftvoll erblühenden Lebens mit dem Volksfeste wieder zu der alten Höhe erheben, wenn sich auch die übrigen Vorbedingungen dazu finden. Was diese sind, ob und wie sie sich beschaffen lassen, dort wo sie fehlen, das zu erörtern ist der Zweck der folgenden Blätter.

1

Daß nicht nur ein großer Teil alter und trauter Festbräuche, wie sie unsre Väter noch zu pflegen verstanden, verschwunden, sondern auch, daß unsre Feste selber von ihrer dereinstigen Höhe herabgesunken und zu trivialen und rohen Belustigungen namentlich der Volksklassen verflacht sind, die ihrer Freude

nicht anders Ausdruck zu geben wissen als in maßlosem Trinken und Zügellosigkeit der Sitten, ist eine unleugbare und oft beklagte Thatsache. Nur ist mit einer solchen Klage nichts gethan, sondern wo die Einsicht eingekehrt ist von dem hohen Wert, den Volksfeste im edeln (d. h. im eigentlichen) Sinne des Wortes haben, da ist es unfre Aufgabe, nach den Ursachen dieses traurigen Niedergangs zu forschen, und es müßte seltsam sein, wenn sich mit der Erkenntnis der Krankheitsursachen nicht die Mittel zur Heilung finden ließen. Neuere Schriftsteller haben mit wehmütiger Ergebung in die Thatsache und mit liebevollem und erstaunlichem Fleiße sowohl den Glanz jener alten Feste zu beschreiben wie auch die letzten Trümmer, die uns — über ganz Deutschland zerstreut — davon geblieben sind, aufzubewahren gewußt; aber den Weg, auf dem das festliche Leben unsers an geselligen Hilfsquellen so überaus reichen Volks zu neuer Blüte geführt werden kann, haben sie, von vereinzelt Ausnahmen und unpraktischen Vorschlägen abgesehen, nicht gezeigt. Dieser Weg aber muß sich finden lassen, wenn wir ausgehend von den Merkmalen eines echten Volksfestes nach den Ursachen forschen, die zu seiner Verkümmern in deutschen Landen führen mußten. Was wir dann in Trümmern liegend vorfinden, das mag getrost als unwiederbringlich verloren gelten; an uns ist es nur, neues Leben aus den Ruinen erblühen zu lassen.

Rolandinus Patavinus erzählt in seiner Chronik: „Im besagten Jahre 1208, als der Herr Visconti Podestà in Padua war, wurde ein großes Fest im Prato della Valle gefeiert, und alle Reviere von Padua schmückten sich, jedes in gleicher Weise und mit denselben Abzeichen, mit neuen Kleidern. Und dann kamen an besagtem Orte die Damen mit den Rittern, der Adel mit dem niedern Volke, die Greise mit den jüngern Leuten in großer Festlichkeit zusammen und waren zu Pfingsten (den 25. Mai) und einige Tage vorher und nachher singend und musizierend so heiter und guter Dinge, als ob sie alle Brüder, alle Genossen, alle Verwandte wären, einmütig und durch das Band innigster Liebe verbunden.“*)

Und Reimann erwähnt im Vorwort zu seiner Schrift: „Deutsche Volksfeste im neunzehnten Jahrhundert“ (Weimar, 1839) einen ihm unbekanntem Schriftsteller, der die Volksfeste in folgender Weise charakterisirt: „Unter Volksfesten verstehen wir nicht Auftritte und Belustigungen, wo die eine Hälfte der Bevölkerung bloß ihren Sinnen fröhnt und im wilden Taumel der niedrigsten Lust ihre Wichtigkeit zu vergessen sucht, und wo die andre Hälfte bloß zusieht, was die, die in ihrem Wörterbuch Böbel heißen, für Sprünge machen, Belustigungen, die der Sittlichkeit unendlich schaden, indem sie Gelegenheit zur Unmäßigkeit, Ausschweifung und zum Spielen (!) geben, und wo die Beispiele der Alten schon früh die Jugend verderben. Ein Volksfest in

*) A. Schulz, Das höfische Leben im Zeitalter der Minnesänger I, 448.

unserm Sinne soll alle Alter und Klassen der Staatsbürger an einem, wozu möglichst durch geschichtliche Wichtigkeit ausgezeichneten Tage, zu einer einfachen, sinnvollen und erwecklichen Feier vereinen; der Reiche vergißt auf einen Tag wenigstens seinen Geldkasten, der Arme seine Sorgen, der Handwerker seine Werkstätte, der Staatsmann das Regieren, der Gelehrte seine Bücher; der Ungebildete lernt von dem Gebildeten Anstand; der Gebildete erwärmt sich an der natürlich kräftigen Fröhlichkeit der arbeitenden Klasse; der Greis verjüngt sich am Feuer des Jünglings, und der Jüngling wird durch die Gegenwart der Alten in den Schranken der Mäßigung erhalten. . . . Manches Vorurteil wird getilgt im Jubel eines Volksfestes; es bildet und erhebt das Volk, es erwacht in ihm das Bewußtsein seines Wertes. . . . Minister, Räte, Gelehrte, Pfarrer, Offiziere, Kaufleute, Handwerker und Bauern sind an dem festlichen Tage in bunten Kreisen gemischt; weder Anmaßung noch Prunk findet Platz; keine hohe, vornehme Miene schreckt den einfachen, ehrbaren Handwerker zurück, kein wegwerfender Blick, kein spöttisches Lächeln der Vornehmern beleidigt den Gemeinen; der Fürst selbst mit seiner Familie erscheint in der Mitte seines fröhlichen Volks, erhöht die Freude des Festes durch seine Teilnahme, und der Jubel und Segen seiner Unterthanen begleitet ihn in die stillen Gemächer seines Schlosses zurück.“

Zwei charakteristische Schilderungen, die des alten Paduaners von einem Volksfeste, wie es einst wirklich war, die von dem Deutschen „der dreißiger Jahre,“ wie es sein sollte, wie es sich seine volksfreundliche Bürgernatur ausmalt. Damen und Ritter kamen wirklich bei dem Alten, der Adel und das niedere Volk, Greise und jüngere Leute „in großer Fröhlichkeit“ zusammen; der Deutsche aus den Tagen des Sulikönigtums zählt alle die „Klassen der Staatsbürger“ auf, die da kommen sollten, die Minister, Räte, Gelehrten, Pfarrer, Offiziere usw., er sieht nicht, daß es so lange kein wahres Volksfest giebt, als sich dieses selbst in scharfgetrennte „Klassen“ scheidet, die einander nicht verstehen, sich über einander erheben und weder in der Form noch in der Gesinnung etwas Gemeinsames zu haben wünschen. Auch Montanus — gewiß einer der besten Kenner der Seelenkunde des Volks — weiß, daß „wahrhafte Volksfeste alle Schichten der Bevölkerung verbinden, indem sie dieselben ohne Unterschied des Ranges und Standes zur Feier dessen heranziehen, was jedem Menschenherzen teuer ist und in der Brust des gebildeten Städters sowohl als des einfachsten Landmanns anklingt“; aber er weiß ebenso gut, daß diese Gemeinsamkeit der Anschauungen längst verloren gegangen ist. „Der Verlust einer gemütvollen Gemeinsamkeit und einer sinnreichen Deutung und Weihe durch Volksbräuche hat eine Lücke und Leere gelassen, die keine modergemäße Bildung und Verfeinerung ersetzen kann.“*)

*) Montanus, Die deutschen Volksfeste. Hferlohn und Elberfeld, 1854.

Wie ist sie zu erzeugen? Reimann läßt uns im Stich; seine Phrasen verfliegen in der Luft. Montanus scheint mit einer „sinnreichen Deutung und Weihe durch Volksbräuche“ die Lücke ausfüllen zu wollen, und wie er sich das denkt, zeigt folgende Beschreibung: „In dem Dorfe Schlebusch sah man das Frühlingsfest in den dem Jahre 1848 vorhergehenden Jahren in schöner Weise gefeiert. Man hatte die Erinnerungen an die frühere Feier bewahrt, gesammelt, hatte die Lieder zusammengestellt und zur dramatischen Vorstellung des Winters und Sommers sinnreiche Gewänder und Ausstaffirungen verschafft. Der dortige Organist, ein musikverständiger, volksfreundlicher, für alte Sitten aufmerkamer Mann, hatte eine Instrumentalbegleitung zu den Liedern gesetzt und die Burschen zur Ausübung eingeübt. Man hatte das Fest des Tодаustrreibens mit dem Pfingsteierholen verbunden und auf Pfingstmontag verlegt, dabei die alten Sittenregeln der Junggesellschaft wieder hervorgesucht, um der Einrichtung einen rechten Halt und Würde zu geben. Nie ist ein Volksfest gefeiert worden, das so allgemeine Teilnahme gefunden, so große Freude geschaffen und der Unsittlichkeit so entgegengestanden hat. Es hat bewiesen, was derartige Feste bei rechter Leitung Gutes wirken können. Es wuchs von Jahr zu Jahr an Glanz, Bedeutsamkeit und Besuch, bis das Jahr 1848 es umstieß.“ Auch Lippert, ebenfalls ein „für alte Sitten aufmerkamer“ Mann, führt diesen Bericht sichtlich erfreut an. *) Und gewiß war nur so, wie es der alte treffliche Organist versuchte, im Ausbau der gegebenen Volksbräuche nämlich, die Möglichkeit vorhanden, die alten Feste einer ihnen fremd gewordenen Zeit und Bevölkerung wieder nahe zu bringen. Beide Volksfreunde aber hätte der letzte Satz „bis das Jahr 1848 es umstieß“ bedenklich machen sollen; denn was so leicht wieder zusammenfällt, kann wohl ein kunstvoller und interessanter Versuch sein, nicht aber ein festgefügtter Bau, der den Stürmen trotzt. Der feste Baugrund war eben verloren gegangen, und daß daher auch Montanus nur an der Oberfläche bleibt, wenn er bald „fremdsüchtige Beschränktheit der sogenannten »hohen« Kreise der Popszeit,“ bald den „alles zerwühlenden kleinstaatlichen Gesetzgebungsdrachen,“ bald „die Polizei und den Branntwein,“ den „tollen Unverstand seiner Landesväter und Austerweisheit seiner Stubengelehrten, die alles verachteten, was nicht griechisch oder römisch war, und die ekelhafte Nachäfferei der Pariser Mode“ dafür verantwortlich macht, daß wir unsre schönen Volksfeste verloren haben, liegt umsomehr auf der Hand, als es ja heute diese Dinge kaum mehr giebt, eine Reform der Feste also etwas sehr Einfaches sein müßte. Auch Lippert stellt nur fest: „Die Bessern haben sich fern gehalten, die Schlechtern Unfug getrieben; so schaffte man die Sitte ab,“ aber er sagt nicht, weshalb die einen fern blieben, die andern aber die Oberhand gewannen.

*) Festbräuche. Prag, 1884.

Und darauf kommt es an: weshalb ist die erste und vornehmliche Grundlage aller Volksfeste, der Gemeinsinn verloren gegangen? Sein Totengräber war, wie für so viele schöne Blüten unsrer Kultur, der dreißigjährige Krieg. Aber für uns Kinder der Wende des neunzehnten Jahrhunderts kommt noch etwas andres hinzu. Alles, was heute noch an Trümmern von Volksfesten übrig ist, führt seinen Ursprung auf eine heidnische, mit christlichen Elementen mehr oder weniger verquickte und durchsetzte Anschauung, oder auf rein christlich-katholische Institutionen, oder endlich auf rein weltliche, in diesem Falle meist national-patriotische Bestrebungen zurück. Eine heidnisch-christliche Grundlage ist bis auf wenige vollständig verdunkelte Festbräuche auf immer verloren; katholisch-christliche Feste sind seit der Reformation von der protestantischen Bevölkerung zurückgewiesen worden; Fronleichnamsprozession und Passionsspiele gehören nur einem Teile unsers Vaterlands an; patriotische Gedenkfeste sind endlich teilweise überhaupt erst seit einem Vierteljahrhundert möglich, teilweise sind sie Parteisache geworden — von einer allgemeinen Feier ist nicht einmal für den „Sedantag“ die Rede. Wir stehen auf neuem Boden. Die moderne Weltanschauung ist bisher der dogmatisch-christlichen nur negativ und kritisch gegenübergetreten, schaffend noch nicht; sie hat nur zerstören, aber nicht aufbauen können. Wie tief wir dies beklagen mögen, wie sehr wir uns nach jener Einheit des Glaubens zurücksehnen mögen, wir müssen uns mit der Thatsache abfinden, daß sie verloren, unwiederbringlich verloren ist, ohne bisher einen Ersatz dafür entdecken zu können. Zugleich werden wir uns aber damit gegenwärtig halten, die gemeinsame Grundlage eines echten Volksfestes nunmehr anderswo zu suchen (wenn wir ein solches überhaupt noch für möglich halten), als etwa im Anschluß an kirchliche Einrichtungen, deren Gemeinsamkeit durch katholische und protestantische Anschauungsweise auf immer zerstört ist.

Diese gemeinsame Grundlage finden wir in dem Nationalcharakter unsers Volkes, und aus der ganzen Menge alter öffentlicher Feste erhaltbar erscheinen uns nur die, deren gemeinsamer Grundzug auf der Kraft und der Tüchtigkeit unsers Volkscharakters beruht. Das Heidentum ist bis auf unbewußt schlummernde Trümmer verschwunden, die rein kirchlich-christliche Anschauung ist ins Wanken geraten; lebensfrisch aber steht noch der deutsche Sinn, der drei schöne Blüten an seinem starken Stamme treibt: einen frommen Sinn, einen geselligen Sinn und einen kampfesmutigen Sinn. Hat die Kirche aufgehört, in ihren Bräuchen und Formen eine einheitliche Kirche zu sein, so ist doch, Gott sei gedankt, damit nicht auch der fromme Sinn zerstört, der die Treue zu Gott und dem Nächsten mit Blut und Manneswort zu halten gewillt ist, so steht noch die deutsche Gesittung hoch, die für Recht, Gesetz und guten Lebensanstand eintritt, so gilt noch die Achtung vor der Frau, und auch das reine Bild der Keuschheit steht noch hochgeehrt in deutschen Landen. Haben wir in einer unfäglich jammervollen Entwicklung unser Volk künstlich und ungermanisch in

Klassen und Stände zerrissen, so ist uns doch allen noch die freudige und sinnige Geselligkeit ein Bedürfnis des Gemüts geblieben. Und daß wir auch heute noch im geistigen und körperlichen Wettkampfe der Nationen ein stahlhartes und blankes Schwert zu schwingen wissen, wer wollte das nicht mit Stolz anerkennen, wenn er sich als Deutscher fühlt?

Damit aber ist auch die gemeinschaftliche Grundlage gegeben, auf der sich die deutschen Volksfeste zeitgemäß reformiren und zu wahren Volksfesten umgestalten lassen.

2

Sehen wir von der Art und Weise ab, wie sich noch vorhandne Feste und Festbräuche aus alten entwickelt haben, indem wir auf die schon erwähnten Schriften und deren Quellen verweisen, so ergiebt ein Überblick über den jetzigen Bestand unsrer öffentlichen Feste, daß sie sich nach vier Hauptgesichtspunkten sondern lassen. Wir haben: Verkehrsfeste, zu denen die Jahrmärkte und Messen, auch die „Bazare“ und namentlich — als moderne „Er rungenschaften“ — die Ausstellungen aller Art zu rechnen sind; vaterländische Feste zur Feier geschichtlich denkwürdiger Tage, des Namens- oder Geburtstages der Landesfürsten oder örtlicher Erinnerungstage; athletische und Sportfeste, die den Wettkampf zu Pferd, auf dem Rade, Turnen, Schießen, Segeln, Ballschlägen, Alpensport, körperliche Spiele und ähnliches zum Gegenstande haben; endlich auch ästhetische Feste zur Pflege einzelner Künste, wie der Musik, des Gefanges, des Schauspiels, wozu wir auch Kostüm- und Reiterfeste, historische Aufzüge und dergleichen rechnen.

Außerhalb dieses Rahmens stehen Feste wie Weihnachten, das sich aus der Öffentlichkeit ganz in den traulichen Bezirk der Familie zurückgezogen hat, auch in den Gegenden, die römischer Kultur besonders zugänglich waren, der Karneval. Wie dieser zu heben und zu veredeln ist, braucht hier um so weniger erörtert zu werden, als er weder ein allgemeines noch in allen Teilen „öffentliches“ Fest vorstellt. Immerhin mag rühmend erwähnt werden, daß man in den Gegenden, in denen der Karneval volksbeliebt ist, sich Mühe giebt, die öffentlichen Aufzüge inhaltsreicher und geschmackvoller zu gestalten.

Ebenso wenig dürfte es der Mühe lohnen, an solche Festlichkeiten mit Reformen heranzutreten, die in Folge der veränderten Verhältnisse notwendig dem Untergange geweiht sind. Dahin gehören vor allen Dingen die Jahrmärkte, deren Dasein mit der großen Erleichterung des Verkehrs nur noch an vereinzelt Orten berechtigt erscheint. Dort aber, wo sie Anhängsel anderer Festlichkeiten bilden — die meist kirchlichen Ursprungs sind —, entziehen sie sich teils der Einwirkung des Volksfreundes, teils ist zu hoffen, daß sie, wenn nicht aus andern Gründen, an ihrer eignen Überflüssigkeit zu Grunde gehen werden. Kirrsen und Kirchweifesten mag man in einzelnen

Fällen durch wohlwollende Bemühungen erfolgreich beikommen, indem Noheit verhütet, Zucht und Sitte bewahrt, auch dieser oder jener hübsche alte Brauch erhalten wird. Insbesondere wird dies manchem Gutsbesitzer, dessen Familie seit unvordenklichen Zeiten die „Herrschaft“ im Dorfe vorstellt und von dem mit Vorliebe am Alten hängenden Bauern als solche verehrt und geachtet wird, ohne große Schwierigkeit gelingen. Im allgemeinen aber ist auch der Kirmesbaum im Absterben begriffen, und breiten sich auch noch zahlreiche Wurzeln seines Stammes im deutschen Volksboden aus, zu neuen und lebenskräftigen Sprößlingen bringt er es nicht mehr, die Drehorgel hat längst sein Grablied angestimmt.

Merkwürdigerweise haben sich nun gerade zwei Feste, die ihrem ganzen Charakter nach einer großen Kirchweih gleichen, am bedeutendsten entwickelt, ohne daß ihre Entstehung irgend welche volkstümliche Grundlage hätte — ein Beweis, wie gern das Volk bereit ist, die Feste zu feiern, „wie sie fallen.“*) Es sind dies das Münchner „Oktoberfest“ und das Cannstatter „Volksfest“, das eine von König Ludwig I. als Erinnerung an seine Vermählung, das andre vom König Karl am Tage nach dessen Geburtstag, am 28. September, „verordnet.“ Freilich wurde geschickterweise bei beiden eine landwirtschaftliche Landesausstellung mit zahlreichen Belohnungen eingerichtet; es finden Volksbelustigungen aller — auch älterer — Art statt; der Bauer hat Gelegenheit, sein Interesse an allem, was in landwirtschaftlicher Beziehung vorgeführt wird, vollauf zu befriedigen; auch ist es die Zeit, wo er von Alters her am besten seine Herbst- und Wintereinkäufe „in der Stadt“ besorgen kann; überdies bekommt er in prächtiger Auffahrt seinen König und die Mitglieder des Königshauses zu sehen. So wird das „von oben“ eingefetzte Fest zu einem großen Volksfest im landläufigen Sinne des Wortes, und das Erlebte bildet für den Teilnehmer aus den Dörfern Schwabens oder den stillen Bergorten Oberbaierns einen reichen Erinnerungsschatz an langen Winterabenden. Aus dem Aufblühen gerade dieser Feste sind für den Volksfreund mancherlei Fingerzeige zu entnehmen. Erstlich dürfte sich Keimann im Irrtum befinden, wenn er meint, daß Volksfeste, wo solche eingerichtet werden sollen, aus dem Volke selbst hervorgehen müßten, wenn sie gedeihen und Nutzen bringen sollen. „Versieht man es darin, sagt er, so tragen solche Feste schon im Entstehen den Keim baldigen Erlöschens; denn dieser nachgeahmten Lust fehlt ja das frische, kräftige Leben, das ein Volksfest atmen muß.“ Beides ist weder bei dem Münchner noch bei dem Stuttgarter Fest der Fall gewesen, und so mißtrauisch das Volk im allgemeinen gegen gute „Intentionen von oben her“ ist, weil derartige

*) Den Versuch Kaiser Josephs II., alle Kirmessen auf einen Tag zu verlegen, beantwortete das Volk damit, daß es die alten Festtage beibehielt und noch eine besondere „Kaiserkirmes“ hinzufügte.

Beglückungen nur zu oft mit einem vollständigen Mangel an Verständnis der „Volksseele“ verbunden sind, so wenig zögert es, das Dargebotene freudig anzunehmen, wenn es seinen Wünschen und Anschauungen entspricht. Nicht darauf kommt es also an, wer Volksfeste einrichtet, sondern wie sie eingerichtet werden. Die Verbindung mit einer praktischen landwirtschaftlichen Ausstellung, der Wettbewerb um reichliche Belohnungen unter Berücksichtigung der besondern Landesverhältnisse, die Teilnahme endlich der höchsten Kreise zeigt, wie richtig hier der Grundzug eines wahren Volksfestes erfaßt ist. Fügen wir noch hinzu, daß die Rauhe Alp, Schwaben und Oberbaiern noch immer eine reiche Auslese prächtiger Volkstrachten bewahren, daß — in München wenigstens — ein rühriger Verein zur Erhaltung alter Trachten und Gebräuche seine Bemühungen auch mit diesen Festen verbunden hat, so ist damit nicht nur ein Fingerzeig, wie im einzelnen Volksfeste zu reformiren sind, gegeben, sondern der Anfang ist bereits gemacht, und wie der Augenschein lehrt, mit Erfolg.*) Dennoch wird niemand behaupten wollen, daß das Münchner Oktoberfest oder das Cannstätter Volksfest dem Ideal eines Volksfestes auch nur einmal nahe komme.**) Zwar beteiligt sich „der Hof,“ und für ein paar Stunden sieht man — sichtlich gelangweilt und auf hocherrichteter Tribüne — eine Reihe von Würdenträgern in glänzenden Uniformen. Aber eine allgemeine Teilnahme des Volkes, eine rührige, die mit dem Herzen dabei wäre, fehlt; auch hier scheint unsichtbar die „rote Schnur“ zwischen Volk und „höchsten Kreisen“ trennend hindurch zu gehen, und die Gefahr, daß bei den schier endlosen Strömen von Bier „die Bessern schließlich sich fernhalten, die Schlechtern Unfug treiben,“ liegt sehr nahe. Der Offizier „kann nur in Zivil hingehen,“ der „bessere“ Bürgerstand steht spöttelnd abseits. Der „fromme Sinn“ hat noch keinen Boden gefunden; dagegen übermäßig ein polternd, roh und lärmend geselliger, und die Freude am Wettkampf muß in dem Scheibenschießen der kleinbürgerlichen Schützengilde, im Ringelstechen am ohren- und nervenerschütternden „Karuffell,“ in Schießbuden mit bedenklichen Tirolerinnen oder in einem oft ans Haarsträubende grenzenden Bauernwettrennen Befriedigung suchen. Wie ein großer Jahrmart ist das Ganze ein lärmender, bunter und trinkender

*) Hat sich doch jüngst noch in München die Vertretung der Bürgerschaft so verständnisvoll für derartige Bestrebungen gezeigt, daß die alte Schützengilde, „der Wingerer Fähndel,“ die noch mit der Armbrust den Vogel abschießt, für Schießplatz, Kostüme usw. am Oktoberfest von der Stadt die Summe von elftausend Mark angewiesen erhielt.

**) Die Münchner Neuesten Nachrichten schreiben unterm 10. Oktober 1895: „Aus Anlaß des heurigen Festes wurde auf der Festwiese und in den benachbarten Straßen ein Mann totgeschlagen, schwer verletzt wurden 15 Personen, Belästigungen von Damen kamen vier vor, Diebstähle wurden von 26 Dieben 20 verübt, grober Unfug ein Fall. Ausdrücklich sei bemerkt, daß diese Zahlen nur jene Vorfälle betreffen, welche im amtlichen Polizeiberichte gemeldet wurden!“

Hause von Menschen, die ihre Zeit totschlagen inmitten der geschmacklofesten und nichtsagenden Schaustellungen von Feuereffern, Schlangenbändigerinnen, Wachsfiguren und Riesenweibern. Die „Freude,“ die dort gedeiht, ist eher alles andre als ein schöner Götterfunke, und ihre Zauber binden nicht, „was die Mode streng geteilt,“ da ja „die Bessern sich fernhalten, die Schlechtern aber Unfug treiben.“

Nicht viel besser ist, was an „Volksfesten“ die modernen Welt-, National- und Lokalausstellungen bieten, obgleich hier der geistige Wettbewerb hinzutritt.

Überblickt man nun, was neben diesen Verkehrsfesten an öffentlichen Volksfesten bleibt, d. h. die vaterländischen, Sport- und Kunstfeste, so erscheint als der wesentliche Mangel dieser der Umstand, daß sie nicht eigentlich allgemeine öffentliche Volksfeste, sondern Klassen- oder Fachfeste mit einer mehr oder weniger beschränkten Beteiligung des Volkes sind: es fehlt ihnen die Grundlage, die wir als unerläßliche Bedingung eines solchen hinstellten, die von regstem Gemeinfinn getragene Beteiligung des gesamten Volkes. Bald sind es bürgerliche Handwerker und Kaufleute, bald Schüler, bald das Militär, wieder ein andres mal junge Leute der „besser situirten“ Bürgerklassen, die dieses oder jenes „Volksfest“ veranstalten; selten aber oder nie trifft man jene Vereinigung aller „Klassen“ und Schichten, die jede in ihrer Art und nach ihrer Kraft nicht bloß gaffend, sondern auch schaffend zur Festfreude beisteuern und so an nationalen Gedenktagen selbst das schöne und großartige Bild eines in gemeinsamer Freude innig vereinten Volkes bieten. Der „Gebildete“ zumal pflegt, wie Faust und Wagner, an der bunten Menge vorüberzugehen, wohlwollend oder krittelnd, je nach der Gemütsart, aber weder selbst teilnehmend, noch durch seine Teilnahme jene Förderung des Tones bewirkend, der stets die Folge jeder gesitteten Einwirkung ist.

Wie dem abzuhelfen sei, ist eine Frage, die ernsthaft genug wohl schon manchen denkenden Volksfreund beschäftigt hat, kommt sie doch schließlich darauf hinaus, unser Volk von dem Fluche des dreißigjährigen Kriegs und der ihm folgenden Jahrhunderte einer fremdartigen, deutsches Wesen umkehrenden Entwicklung zu erlösen und ihm den „sozialen Frieden“ wiederzugeben, den Klassenhaß und Massenhaß so arg zerstört haben. Nun ist zwar anzunehmen, daß allgemeine Volksfeste rückwirkend auch weitere Kreise ausgleichend beeinflussen würden; im Grunde genommen bildet aber eine solche Ausgleichung erst die Vorbedingung eines wirklichen Volksfestes. Was also — wenn wir diesen Zirkel vermeiden wollen — an erster Stelle im deutschen Vaterlande zu heben und zu veredeln ist, das ist der Gemeinfinn, der keinen Unterschied der „Bildung,“ des Standes, des Berufs, der Klassen, des Ranges, des Reichthums und der Würden im Feste kennt, sondern sich frisch und frei als Mensch giebt, dort, wo er es vor allem sein darf und sein soll.

Eine solche Reform kann aber natürlich nur damit beginnen, daß die, die diese mehr oder weniger eingebildeten Vorrechte der Klassen und Berufe genießen, freiwillig darauf verzichten, d. h. eine solche Veredlung muß von oben kommen. Ob hierfür die gegenwärtigen Zeiten besonders günstig sind, mag dahingestellt bleiben. Sollten sie es nicht sein, sollten die Klassenunterschiede noch mehr betont, die „rote Schnur“ noch deutlicher trennend gezogen werden, so braucht der Volksfreund darum nicht zu verzweifeln; vielleicht werden seine Bemühungen, eine kraftvolle Einigkeit in der festlichen Freude nationaler oder anderer Gedenktage zu erreichen, etwas länger dauern, als die Geduld der Begeisterung für das schöne Ziel warten möchte; aber verkennen wird er nicht, daß sich seine Bestrebungen mit einer starken Strömung im Volke selber decken, daß — wie es immer der Fall war — ein politisch und geistig mächtig emporblühendes Volk auch seine gemeinsamen Feste wieder haben will und deshalb auch die Hemmnisse überwinden wird, die noch in der Gestalt künstlich errichteter Scheidewände der „Bildung,“ des Berufs oder des Standes das Gefühl der Gemeinsamkeit lähmen möchten. Zu rechter Zeit wird dann auch der Mann erstehen, der die schwellende Strömung zu nutzen weiß, zum Heile unsers Volks, das es liebt, seine Geschicke von der glanzvollen Höhe eines volkstümlichen Thrones aus geleitet zu sehen. Ein weiser Herrscher, der sein Volk liebt und die Liebe des Volkes zu schätzen weiß, ein Herrscher, der zugleich die Einsicht hat, mit den aus den trübsten Tagen deutscher Geschichte stammenden Vorurteilen des Standes und Berufes aufzuräumen, wird damit sein Volk erziehen zu einer machtvollen Einheit; ein nicht bloß „gebildetes“ und examinirtes, sondern vor allen Dingen gesittetes Volk, dem nichts Menschliches fremd ist, und das darum in allen seinen Stammesgenossen den gleichen, allgemein menschlichen Wert sieht, in dem Bauer und Edelmann, Kaufherr und Beamter, Offizier und Handwerker nur als gleichwertige Mitarbeiter an dem großen Bau erscheinen, den wir *salus publica* nennen. Wer seine Pflichten gegen Gott und seinen Nächsten und sein Vaterland erfüllt in treuer Gewissenhaftigkeit, wer als Arbeiter für das Gesamtwohl sein Bestes giebt, den drückt auch die Göttin der Festfreude warm ans Herz, unbekümmert darum, auf welchem Platz der Kämpfer steht, ob in der vordersten Reihe der Streiter als einfacher Soldat, ob weit zurück auf geistiger Höhe die Bewegungen leitend als Feldherr.

Eine Reform der Anschauungen in diesem Sinne kann, wie gesagt, natürlich nur „von oben“ ausgehen; sie entzieht sich dem Volksfreunde, der mit Theorie und Wünschen wohl für sie eintreten, sie praktisch aber nicht verwirklichen kann. Mit dieser Einschränkung allein wird es uns möglich sein, an eine Reform unsrer Volksfeste heranzutreten. Sicherlich ist es die Hauptsache, die zu erreichen nicht von den Bemühungen des Volksfreundes abhängt. Aber auch wenn wir uns darauf beschränken müssen, die Mittel und Wege zu

finden, die nur mittelbar und auf Umwegen rückwirkend den Gemeinfinn stärken und die Volksfeste schrittweise dem erstrebten Ideal näher zu bringen, so ist auch das des Schweißes der Edeln wert; bleibt es doch unsre unerschütterliche Zuversicht, daß ein solchen Zielen zähe und unablässig zustrebendes Volk auch, wenn die Zeit erfüllt ist, die leitenden Männer findet, die dem Kampfe zum Siege verhelfen.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Semitisches, Antisemitisches und Christlich-Soziales. Paris und Wien haben am 9. wieder einmal ihren kleinen Black Friday gehabt, der allerdings kein Freitag, sondern ein Sonnabend war. So rätselhaft die Getreidebörse in agrarischer Darstellung ist, so durchsichtig ist die Effektenbörse oder vielmehr deren Spiel. Der Kladderadatsch hat es jüngst in den zwei Figuren der Hauffe und der Baiffe, die ihren Inhalt tauschen, auß trefflichste veranschaulicht; der wechselseitige Mästungs- und Entfettungsprozeß der beiden Männchen erinnert an eine freilich weit poetischere Figurengruppe: die Schlange und die Irrlichter in Goethes Märchen. Fraglich konnte in diesem Falle höchstens bleiben, ob die Hauffe oder die Baiffe der schuldige Teil sei, d. h. ob die Kurse in schwindelhafte Höhe hinaufgetrieben oder durch Verwertung der schwarzen Punkte am Osthimmel von einem normalen Stande hinabgestürzt worden sind, oder ob sich beide Parteien in die Schuld teilen, ob der durch den Schwindel der Hauffiers unvermeidlich gewordene Sturz von den Baiffiers durch künstliche Mittel gefördert worden ist. Die Hauptschuld scheint auf den Hauffiers liegen zu bleiben, und zwar auf den Goldsharenspekulanten; in Paris, wo besonders viel Theaterdämchen und Litteraten zu den ausgequetschten Blutegehn gehören, scheint der Verlust der Hauffe fast ausschließlich in der Entwertung der Goldshares zu bestehen. Auch die Kreuzzeitung hat sich sofort dieser Auffassung angeschlossen; sie sieht in der Zurückführung der Kurse auf ihre normale Höhe eine Wohlthat und vermag für die Opfer kein Mitleid zu empfinden, weil die Zeitungen monatelang eindringlich genug gewarnt hätten. Der Ökonomist der Neuen Freien Presse benutzt die Gelegenheit zu zwei beachtenswerten Mahnungen. Eine geht an die Regierungen, die durch ihre Konversionspolitik nicht wenig dazu beitragen, das Publikum nach höherem Zinsgenuß hungrig zu machen und so zum Spiel zu drängen; die andre an die grundsätzlichen Feinde der Börse: das Charakteristische des bösen Neunten sei eben gewesen, daß es an diesem Tage keine Börse, kein Spiel von Angebot und Nachfrage gegeben habe; niemand habe gekauft, und die Kurse seien unter dem Eindruck der herrschenden Panik von Zufällen diktiert worden; gäbe es keine Börse, so würde die Preisbildung gewöhnlich